auch nur selten. Aber ebenso, wie die Bienen eine Königin haben, so haben die Motten einen König, und wenn man den fängt, so muß die ganze Brut aussterben." — „I, das ist ja sehr erfreulich; das will ich doch gleich dem Herrn Regiments-Commandeur melden." — Und noch ehe v. H. es hindern kann, stürzt Major E. auf jenen zu und erstattet ihm die Meldung. Wir haben das eherne Gesicht des späteren Feldmarschalls nie eine Miene verziehen sehen, aber da kräuselten sich doch seine Lippen zu einem Lächeln unter dem schon damals schneeweißen Schnurrbart, als er Major E. fragte: „Wer hat Ihnen denn das gemeldet?" Darauf die Antoort: „Hauptmann v. H." Wir hörten nun, denn alles war mäuschenstill, die Worte: „Hauptmann v. H., wenn Sie sich noch einmal unterstehen, einen Mottenkönig zu fangen, so lasse ich Kriegsrecht über Sie abhalten. Ich danke Ihnen." Darauf folgte dann noch eine längere Unterhaltung zwischen dem „Alten" und dem Major E., die wohl mit die Veranlassung war, daß letzterer, der schon manches auf dem Kerbholz hatte, in nicht zu langer Zeit verschwand. Aber auch Hauptmann v. H., sonst ein tüchtiger Compagniechef, scheiterte an der Majorsecke, allerdings vorwiegend deshalb, weil er in dem Pferde ein nicht zu zähmendes wildes Thier erblickte.

Der Genfer See in Paris. Unter diesem reklamehaften Titel bringt „Le Génie Civil" Näheres über das Projekt des Ingenieurs Duvillard, die Versorgung der Stadt Paris mit Wasser aus dem Genfer See betreffend. Das Projekt hält sich in bescheidenern Grenzen als das bisher viel erörterte Ritter'sche. Duvillard begnügt sich mit dem Wasser des Genfer Sees und mit der Versorgung von Paris. Das Wasser will er in der Nähe Genfs, jedoch auf französischem Gebiete, aus einer Tiefe von 35 m dem See entnehmen. Die Entfernung nach Paris beträgt 539 km und die Höhe der Wasserentnahmestelle 363 m. Die Wasserleitung folgt dem Rhonethal unter Umgehung Genfs, verläßt das Thal bei Seyssel und gelangt durch die Thäler der Saône und der Seine nach den Höhen südlich von Paris. Die Leitung liegt bald in Einschnitten, bald auf Viadukten, deren Gesammtlänge auf 38 km veranschlagt ist, bald endlich in Tunnels von 288 km Gesammtlänge. Sie besteht bei den offenen Strecken aus einem Stahl-Doppelrohr. Die Gesammtkosten veranschlagt Duvillard auf 416 Millionen Mark. Er will dem Genfer See in der Sekunde 24 cbm, also täglich über 2 Millionen cbm entnehmen. Dem Einwande, es würde die Entnahme den Betrieb des Genfer Wasserwerkes erschweren und die Schiffahrt auf der untern Rhône beeinträchtigen, begegnet Duvillard mit dem Hinweise darauf, daß der Wasserabfluß aus dem See im Sommer auf 600—700 cbm in der Sekunde steigt. Allerdings sinkt er im Winter bisweilen auf 96—97 cbm; doch würde in diesem äußersten Falle die Entnahme wenig zu bedeuten haben, weil die Schiffahrt im Winter aufhört und der Wasserbedarf Genfs sich in dieser Jahreszeit sehr verringert. Ueberdies könnte man durch ein Stauwerk in Genf die Minimal-Abflußmenge von 96—97 cbm trotz der Entnahme für Paris auch im Winter aufrecht erhalten. Das Wasser des Genfer Sees gehört zu den reinsten in Europa und es trinken die Genfer von jeher kein anderes. Eine Filterung ist unseres Wissens nie erforderlich gewesen.

Die Fruchtbarkeit der Fische. Bekanntlich ist den Fischen zur Fortpflanzung ihrer Art eine außerordentliche Produktivität verliehen. So hat man z. B. beim Wels weit über 17,000, bei unserem Karpfen sogar, je nach seiner Entwicklung, 300,000 bis 700,000 Eier gezählt. Nach den neuesten Untersuchungen, die Dr. W. Fireton in dem letzten Heft der „Annals of the Fishery" mittheilt, jetzt die Quappe (Lota molva), die wohl als der fruchtbarste Fisch angesehen werden kann, jährlich bei 20—30 Millionen Eier ab. Der Stockfisch legt im allgemeinen 2—3 Mill. Eier, doch hat man auch Exemplare mit 7—8 Millionen gefunden. Der schwarze Merlan produzirt jährlich 4—7 Millionen und der Steinbutt ist so fruchtbar, daß er jährlich bei 5—6 Millionen Eier ablegt. Weniger produktiv zeigt sich der Schellfisch, der nur 200,000—300,000 Eier ablegt, während die gemeine Scholle (Limanda) 30,000—60,000 hervorbringt. Dieselbe Zahl fast liefert auch der Hering, denn die letzte genaue Untersuchung von 16 Stück ergab eine Durchschnittszahl von etwas mehr als 30,000 Eier. Der sog. Leyerfisch (Trigla Lyra) produzirt zwar nur einige Hundert Eier; das Männchen verbirgt sie aber in einer Tasche, die es vorn am Bauche trägt, und schützt sie auf diese Weise vor ihren Verfolgern. Im Verhältniß zu seiner Größe muß der Flunder als einer der fruchtbarsten Fische angesehen werden, indem der fußlange Fisch 500,000—1½ Mill. Eier hervorbringt. Die gemeine Seezunge (Solea) ist ebenfalls sehr produktiv, doch ist es bis jetzt nicht gelungen, die Zahl ihrer Eier genau festzustellen. Dieses ungeheure Reproduktionsvermögen der Fische läßt begreifen, warum so viele Arten, die völlig werthlos sind und sich durch einen vortrefflichen Geschmack auszeichnen, nicht schon längst verschwunden sind.

„Schweinchen streck' dich!" Aus Brüssel berichtet man: Ein äußerst seltenes und werthvolles Thier, ein Louisdorschwein, hat in voriger Woche ein Bauer in einem kleinen Dorfe bei Brüssel erworben. Als der Käufer das wohlgenährte Vieh eben nach Hause gebracht hatte und sich gerade damit beschäftigte, ihm Futter in den Trog zu schütten, sah er mit einem male vor sich auf dem Boden und dicht hinter dem Schweine ein Zwanzigfrancsstück glänzen. Der Bauer wollte seinen Augen nicht trauen. Er hob das Goldstück auf, untersuchte es genau, und siehe! es war wirklich echt. Am nächsten Morgen begab sich der glückliche Besitzer des Schweines schon in aller Frühe zu ihm und diesmal fand er auf der nämlichen Stelle wie der gestrigen zwei weitere Goldstücke, alle mit der gleichen Jahreszahl 1834 versehen. Jetzt war der Mann außer sich vor Freude und Aufregung. Keine Minute wich er mehr von dem Wunderthiere, welches ihn mit noch drei weiteren Goldstücken beschenkte; er erzählte das Wunder seinen Nachbarn, und bald hatte sich im ganzen Dorfe die Kunde hiervon verbreitet. Da aber nahm die Sache mit einem male eine weniger frohe Wendung. Der Verkäufer des Schweines stellte sich nämlich ein und reklamirte dieses sowie die gefundenen Goldstücke als sein Eigenthum, indem er behauptete, daß die letzteren sowie noch vier andere Goldstücke, welche sich nebst einem Portemonnaie in dem — Magen des Thieres befinden müßten, den Preis einer von ihm verkauften Kuh darstellten. Da sich der Käufer indessen dieser Forderung nicht fügen will, vielmehr bemerkt, das Schwein könnte auch andere Goldstücke als diejenigen des Verkäufers gefunden und verschluckt haben, so wird sich demnächst das Friedensgericht mit der Angelegenheit zu beschäftigen haben.

In einem holsteinischen Städtchen wird die Einweihung des Kriegerdenkmals feierlich vollzogen. Die Festtheilnehmer vereinigen sich zu nachfeierlichem „fröhlichen Thun", sei es, um den Patriotismus in Reden und Toasten ausklingen zu lassen oder die von tropischer Hitze vertrockneten Kriegerkehlen zu erfrischen. Der Herr Landrath, welcher Festtheilnehmer ist, klopft an sein Glas. Vergebliches Bemühen! Keine Ruhe. Da reißt dem Vorsitzenden des Kriegervereins die Geduld; mit einem Eifer, der dieser Sache wohl werth ist, donnert er hinein in die Versammlung: „Wer sich hier nich anständig betragen theit, der werd rutsmeten! Der Herr Landrath will spreken!" Das half — der Herr Landrath konnte nun reden.

Passende Aufschrift. In Paris sollte vor etwa anderthalb Jahrhunderten ein zweites Opernhaus eröffnet werden. Der Bitte des Direktors um eine kurze Inschrift für den Vorhang entsprach Diderot durch die drei Worte:

Hic Marsyas — Apollinem.

(Hier Marsyas — den Apollo.)

Horace Vernet ging 1843 nach Rußland, wo man ihn bei Hofe sehr auszeichnete. „Wollen Sie mir eine Schlacht malen?" fragte Kaiser Nikolaus eines Tages den Künstler. — „Welche, Sire?" — „Die Einnahme von Warschau." — „Ich bin bereit." — „Wie? Sie, ein Franzose, wollten Polens Untergang malen?" — „Sire, ich habe schon mehrmals den Gekreuzigten gemalt."

Die Sängerin Schröder-Devrient kommt zu einem Litteraten zu Besuch. Es ist kein Sessel im Zimmer. „Warum nehmen Sie nicht Platz?" fragt der Besuchempfänger und, jetzt erst den Mangel bemerkend, fügt er hinzu: „Wo Sie auch immer hinkommen mögen, ist kein Sessel zu finden."

Wissenschaft. Kunst. Litteratur.

Das Buch der vernunftgemäßen Gesundheitspflege in Haus und Familie. Von Dr. med. Hermann Schlesinger. 456 Seiten mit 78 Abbildungen. 4 M. Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Die Juden und die deutsche Kriminalstatistik. Von W. Giese. Leipzig, Verlag von Fr. W. Grunow, 1893.

Das Elend der deutschen Schauspieler. Von Otto Wichers von Gogh. Zürich, Cäsar Schmidt, 1893.

Die preußische Steuerreform in Staat und Gemeinde. Von Dr. Otto Gerlach, Privatdocent der Staatswissenschaften an der Universität Berlin. Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1893.

Treuer Tod. Geschichtliche Erzählungen für die reifere Jugend von Gust. von der Eulecke. Leipzig, Verlag von Reinhold Werther.

Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Skizzen aus der Entwickelungsgeschichte unserer Planeten von Dr. Hippolyt Haas, Professor an der Hochschule zu Kiel. Erster Band. Mit 55 Abbildungen im Text. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde, 1892.

Die Wunder auf Schloß Gottorp. Ein Gedächtnißblatt aus dem vorigen Jahrhundert von Wilhelm Jensen. Berlin, Emil Felber. 4,50 M.

Vom Megrand. Kleine Bilder von Wilhelm Jensen. Berlin, Emil Felber. 4,50 M.

Erzählungen von Marie von Olfers. Berlin, Emil Felber. 4,50 M.

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 45. Halle a. d. S., Mittwoch den 22. Februar 1893.

[1]

Der Sonderling.

Roman von P. Felsberg.

1.

Es war auf einer kleinen Eisenbahnstation; der Schnellzug hielt nur fünf Minuten, in welchen die neu hinzukommenden Passagiere sich beeilten, einen möglichst guten Platz zu gewinnen.

Am schwersten schien es drei Damen zu werden, die gewünschten Plätze zu erhalten, da alle Damencoupés voll besetzt waren. Der Schaffner zuckte bedauernd die Schultern und stellte es ihnen anheim, eine Abtheilung für Nichtraucher zu benutzen, in welcher sich noch reichlich Platz bot.

Die Zeit drängte. Mühsam nur, auf Mutter und Schwester gestützt, bewegte sich ein schlankes Mädchen vorwärts.

„Guten Tag, Frau Baronin," rief ein älterer Herr den Damen entgegen, „bitte, hier ist noch vollauf Platz; darf ich Ihnen helfen? Arme Rosa, noch immer nicht besser?"

„O, Herr von Werden, ich danke Ihnen, Sie sind zu gütig —," erwiderte Baronin von Felden, als Werden schnell das Coupé verließ, um den Damen behilflich zu sein, welche er so herzlich begrüßte.

In demselben Coupé saß nur noch ein Herr, und die Damen, namentlich die Kranke, konnten es sich bequem machen.

„Ist der Fuß noch immer nicht besser?" forschte Herr von Werden. Traurig schüttelte das junge Mädchen den feinen Kopf mit dem schönen braunen Haar; ihre Augenlider senkten sich, und um den kleinen rosigen Mund zuckte es, als sie erwiderte: „Er wird es wohl nie mehr."

„Doch, doch, Rosa," beschwichtigte die Mutter und schlang den Arm um ihr leidendes Kind.

Währenddessen hatte die andere junge Dame, die Schwester der Kranken, das Handgepäck untergebracht, und der stille Reisende in der gegenüberliegenden Ecke des Coupés hatte reichlich Gelegenheit, die herrliche Gestalt derselben zu bewundern, die in dem eng anliegenden grauen Reisekleid zur vollsten Geltung kam. Jede Bewegung verrieth die edlen, stolzen Formen, die üppige Jugendfülle und ruhige, vornehme Grazie. Er konnte den Blick nicht losreißen von dem schönen Antlitz, von der üppigen, röthlich glänzenden Lockenfülle, dem schlanken, schneeweißen Hals, den so stolz und ruhig blickenden Augen, die eine Sekunde nur den Fremden gestreift mit ihrem kalten Strahl.

Er wandte sich gewaltsam ab von dem schönen, stolzen Weibe, das nur mit einem leichten Neigen des Kopfes und einem halben Lächeln den Freund ihrer Familie begrüßte. Er wollte nicht zudringlich sein und vertiefte sich anscheinend in seine Lektüre, die neben ihm lag, und zu der er unwillkürlich griff, als der stolze Blick ihn traf.

Mit Spannung lauschte der Fremde auf die Unterhaltung, welche hauptsächlich von der älteren Dame und ihrem Bekannten in leisem Tone geführt wurde, und nur seinem scharfen Gehör verdankte er es, daß ihm kein Wort entging.

„Ja, bester Herr von Werden, wir sind nun wieder Nachbarn, hoffentlich gute, wie früher, nicht wahr?" kam es beinahe bittend von den Lippen der Baronin.

„Treue Freunde! Können Sie zweifeln an mir und meiner Frau? Ich denke, wir kennen uns gut genug, und wahrhaftig, ich zürne Ihnen, daß Sie bei mir vorüberfahren wollen und meine Gastfreundschaft verschmähen, so lange bis das alte Nest wohnlich gemacht ist."

„Werden, ich danke Ihnen," sprach die Baronin und reichte eine schmale, blasse Hand ihrem Gegenüber, die dieser an seine Lippen führte. „Ein Freund in der Noth, das thut wohl; der Gedanke allein genügt, Schwierigkeiten zu bekämpfen. Wir werden uns einzurichten lernen; nur Rosa, meine arme Rosa macht mir Sorgen."

„Nicht doch, Mütterchen," meinte die Kranke und lehnte ihr Köpfchen an die Schulter der Mutter. „Wir werden uns auch daran gewöhnen müssen, daß ich nun einmal flügellahm bin. Ich will es ja zufrieden sein, aber du, Liebste, darfst mich nicht immer bedauern."

„Mein kleiner, lahmer Vogel," schmeichelte die Baronin leise.

„Giebt der Arzt denn jede Hoffnung auf?" fragte Herr von Werden.

„Nicht jede," erwiderte die Mutter der Kranken, „aber vor allem gilt es, den Körper zu kräftigen. Vielleicht, daß dann durch eine Operation das Uebel gehoben wird. Reine, frische Landluft und gute Pflege, das fehlt meiner Rosa jetzt, und das soll sie haben. Leider ängstigt mich nur, daß nicht ein Arzt in der Nähe wohnt."

„Ja, ja, das ist eine rechte Kalamität in Felden und seiner Umgebung. Es hält sich kein Arzt dort, die Leute sind zu arm, um zahlen zu können; so kommt es, daß immer nach ein bis zwei Jahren die Aerzte das Dorf verlassen, um sich lohnendere Praxis zu suchen."

„Früher war es anders, als die Schönburg's ihr Schloß noch bewohnten. Wo steckt denn der Majoratsherr, der sich gar nicht um sein Stammschloß kümmert?"

„Das ist uns allen ein Räthsel, theuerste Baronin; er soll ein sonderbarer Mensch geworden sein, eine Art Menschenfeind, der ruhelos die Welt durchschweift," erwiderte Werden.

„Er ist nicht mehr ganz jung; ich glaube, es wäre Zeit für ihn, daran zu denken, sich eine Gemahlin zu suchen, sonst fällt das Majorat an seinen Neffen, den tollen Schönburg, der bald genug unter Kuratel gestellt werden müßte."

„Mein Gott, Mama, Schönburg ist noch jung genug, um sich ändern zu können," ließ sich plötzlich die schöne, stolze Tochter der Baronin vernehmen.

„Ich kenne deine Vorliebe für ihn, Gertrud," lächelte die Baronin.

„Bitte, Mama, es ist durchaus nicht dies; aber ich finde es nicht so schrecklich, wenn ein junger Offizier sein Leben genießt. Er ist ein schöner Mann, ein liebenswürdiger Kavalier, er wird verhätschelt im Salon, von seinen Kameraden, er liebt es, der Held des Tages zu sein, und hat ein Recht dazu, ich verstehe ihn ganz gut." Die offene, freimüthige Vertheidigung zog der jungen Dame einen mißbilligenden Blick ihrer Mutter zu, welche nicht ohne Bedeutung zu dem Fremden hinüberblickte, der jedoch keinen Blick von seinem Buche hob.

„Wirklich, Fräulein Gertrud, Ihr Interesse scheint groß zu sein," neckte gutmüthig Werden.

„O, Sie kennen meine Schwester nicht," lachte Rosa leise dazwischen, „sie wird stets jedermann vertheidigen, von dem sie Uebles sprechen hört, darin ist sie groß; ich nenne sie stets den Anwalt der Verleumdeten. Aber hier, wo es sich um Schönburg handelt, würde ich Mama recht geben."

„Aber Kinder, ich bitte euch, kein Wortgefecht!" mahnte die Baronin mit einem ernsten Blick auf Gertrud, als diese etwas erwidern wollte.

Es lag ein klein wenig Ironie in der Art, mit welcher Rosa Felden das Lob ihrer Schwester aussprach. Der Fremde hörte es wohl heraus und dachte bei sich, welche von den beiden Schwestern die bessere sein könne. Forschend flog sein Blick über das bleiche, anmuthige Gesicht der Kranken, haftete auf dem süßen Mund, als er sich zum Sprechen bewegte und leise Grübchen um ihn zuckten, erhaschte einen der zärtlichen Blicke der großen strahlenden Augen, die blau wie ein See, in dem der Himmel sich spiegelt, zu ihm herüberleuchteten. Sie war noch sehr jung, wohl siebzehn Jahre alt, aber in dem Blicke ihrer Augen lag eine Tiefe, wie er sie nur bei gereiften, denkenden Frauen gefunden hatte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18930222030/fragment/page=0001

„Schade," dachte er, und sein mitleidsvoller Blick prüfte die zarte, gebrechliche Gestalt, die in der Ecke kauerte wie ein flügellahmer kleiner Vogel oder wie eine geknickte Blume, und unwillkürlich dachte er weiter: „Arme Rose!"

„Also wirklich — Sie wollen weiter fahren, uns nicht die Freude gönnen, unter unserem Dache einige Wochen zu verbringen, bis alles da drüben in Ordnung ist?" fragte nochmals Werden, und auf seinem gutmüthigen Gesichte war deutlich genug das Bedauern zu bemerken, welches er empfand.

„Danke, danke, bester Werden, wir kommen bald, wohl schon Sonntag, um dann einen ganzen Tag bei Ihnen zu verbringen. Tausend herzliche Grüße an Ihre liebe Gattin —"

Der Zug hielt, Herr von Werden stieg aus nach herzlichem Händedrücken und den besten Wünschen für die drei Damen.

Schweigend begann nach einiger Zeit Gertrud das Handgepäck zu ordnen und zum Aussteigen sich zu rüsten.

Ein schwerer Athemzug, der wie ein Seufzer klang, hob dabei die Brust des schönen Mädchens; sie ging nicht gern in das alte Nest zurück, das sie als Kind zuletzt gesehen, und das jetzt in der Erinnerung keinen Reiz für sie hatte. Sie, die Stolze, Vielbewunderte, wollte anderes, wollte in der Welt leben unter Menschen, die ihr huldigten, und empfand es als ein Unglück, in das armselige, stille Dörfchen zurückzukehren, in dem ein kleines, verwahrlostes Gut ihr beständiges Heim sein sollte.

Und doch war in der Hauptstadt ihres Bleibens nicht länger; das wußte sie gut genug. Der letzte Rest eines großen Vermögens war durch den Bankerott eines Hauses, das seit einem Menschenalter die Geldgeschäfte der Feldens besorgt hatte, verloren gegangen.

Eine kleine Rente von dem Gute in Felden, das zum Theil verpachtet war, blieb noch, dazu das alte Herrenhaus mit seinem altertthümlichen Hausrath, seinen hohen Zimmern mit den weißgetünchten Wänden, den blank gescheuerten Dielen und den Fenstern mit winzig kleinen Scheiben. Alles ländlich, altmodisch, ohne den Komfort und Luxus, an den Gertrud Felden gewöhnt war wie an etwas, das sich von selbst versteht. Sie grollte dem strengen Vormund, der es so angeordnet, und der Mutter, daß sie nachgegeben, daß sie nicht alle Mittel daran gewandt, in der Residenz weiter zu leben, das schöne, berauschende Leben, in dem sie gefladert von Fest zu Fest, sie, die Begehrteste und Schönste von allen. Wie anders war es geworden, seit sie arm war. Sie huldigten ihr noch, doch nicht wie früher; sie empfand den feinen Unterschied zwischen dem ernsten Werben um Herz und Hand und der nur ihrer Schönheit gezollten Bewunderung. Im Geiste zog manches Männerantlitz an ihrem Auge vorüber; sie hätte wählen können, jetzt war es zu spät. Nicht einer von allen hatte sie geliebt um ihrer selbst willen. Doch, doch — einer! Aber er war arm wie sie, und sie hatte bedauernd die Achsel gezuckt, als er es ihr gestand, als er bat, sie möchte warten auf ihn, bis er ihr mehr bieten könnte als sein liebendes Herz. Eine Hütte und ein Herz, das war nichts für sie, nein, das konnte sie noch immer haben; dazu brauchte sie nicht mit ihren neunzehn Jahren noch zehn Jahre zu warten, bis er endlich kam, sich seine alte Braut zu holen.

Der grelle Pfiff der Lokomotive riß sie zurück in die nüchterne Wirklichkeit. Der Fremde, welcher hier ebenfalls sein Reiseziel erreicht hatte, sprang aus dem Coupé und bot den Damen seine Hilfe beim Aussteigen. Die Baronin Felden dankte liebenswürdig und nahm bereitwillig seine Hand an, die er ihr zur Stütze reichte, auch Rosa stützte sich fest auf seinen Arm; nur Gertrud lehnte mit einem stolzen „Ich danke!" seine Hilfe ab. Leichtfüßig sprang sie aus dem Coupé, und ihr suchender Blick hatte sofort eine große, echte und rechte Landkutsche entdeckt, aus der Zeit ihrer Vorfahren stammend, welche noch Zopf und Perrücke trugen. Zwei schwere Ackerpferde bildeten das Gespann, und der sommersprossige Kutscher steckte in der abgeschabten Livré, als ob er eine ganze Familie darin beherbergen wollte.

Dunkle Schamröthe stieg in die Wangen Gertrud's da sie bemerkte, wie aller Augen auf das seltsame Gefährt gerichtet waren, welches nun mit Gepäck beladen wurde, das in hohem Thurm sich aufbaute und sich wie ein schwankender Berg hin und her bewegte. Sie fand sich furchtbar gedemüthigt und begriff nicht, daß ihre Mutter dies so gar nicht nachempfand, daß Rosa noch laut lachen konnte, als sie es sich in der geräumigen Kutsche bequem machte.

„Ach, das ist köstlich, eine fahrende Hütte! Mama, warum hast du uns nichts von diesem lieben Ungeheuer erzählt?" lachte Rosa, und Gertrud ärgerte sich noch mehr, als der Fremde aus dem Coupé in einem leichten, eleganten Jagdwagen an ihnen vorüber davonfuhr und seinen Hut tief vor den Damen zog.

„Dieser lächerliche Aufzug auf der Station hätte uns doch erspart werden können," sprach sie grollend zu ihrer Mutter.

„Kind," lächelte diese, „die guten Leute wollten uns eine Aufmerksamkeit erweisen; sie denken, eigenes Fuhrwerk ist besser für die Feldens als Lohnkutschen, und warum auch nicht? Kind, Kind, warum hängt dein Geist am Kleinlichen, am Aeußern; sind wir nicht gut geborgen in dem lieben alten Kasten?"

Der behäbige Pächter in seinem besten Sonntagsstaat setzte sich neben seinen Knecht, der heute in der Felden'schen Livré steckte und mit verlegenem Grinsen seine Freude darüber äußerte, daß er den herrschaftlichen Kutscher abgab, — und fort ging es in schwerfälligem Trabe, gefolgt von unzähligen neugierigen Blicken, vor denen sich Gertrud in den tiefsten Winkel des Wagenpolsters verbarg. „Das ist der Anfang," dachte sie und biß sich auf die Lippe, „so wird es weiter gehen, und in einem Jahre ist von der stolzen Gertrud Felden nichts mehr übrig als ein echtes armes Landfräulein, über das die große Welt die Achseln zucken würde, wenn es plötzlich wieder dort erscheinen sollte." Arm sein dünkte ihr gleich mit Schande, und diese Schande möglichst zu verbergen, dünkte ihr richtig; aber ihre Mutter und Schwester schienen sich brüsten zu wollen mit ihrer unverdienten Armuth und nicht gewillt zu sein, dem Schein etwas zu opfern.

Es war Abend, als das Gefährt durch eine düstere Lindenallee dem alten Herrenhause von Felden zufuhr.

„Die alten, prächtigen Bäume!" jubelte Rosa, „das liebe, gute Haus, wie treu es aussieht, wie eine schiefe, runzliche Dienerin, die sich mühsam aufrecht erhält, um ihren Dienst nach wie vor zu verrichten."

„Ja, so müssen wir denken und Nachsicht haben mit dem Altersschwachen, um der Treue willen, die diese Mauern uns erhalten," stimmte ernst die Baronin ein, die einst wie Rosa so zart und ätherisch gewesen sein mußte und jetzt noch immer schöne Augen besaß, schwärmerisch und tief wie die ihres jüngsten Kindes. An ihrer Seele zogen wechselnde Bilder vorüber. Sie hatte schöne, glückliche Zeiten hier verlebt mit ihrem Gatten, der schlicht und einfach war, ein edler, reiner Mensch, mehr Philosoph, als Landwirth und Jäger. Sie schloß eine Sekunde die Augen und preßte die Zähne zusammen; warum mußte er so früh den Seinen entrissen werden, warum ein Band zerrissen werden, das unauflöslich war, das ihn mit ihr verband über den Tod hinaus in treuester Liebe.

(Forts. folgt.)

Ein Spinngewebe.

Nach dem Französischen des Jacques Normand.

(Schluß.)

Wie schon erwähnt, wüthete glücklicherweise draußen ein heftiger Sturm und gerade in diesem Augenblicke kam ein Windstoß, der das Dach der Kapelle schüttelte.

Eine andere Stimme erwiderte:

„Gieb doch Ruhe und schlafe weiter, du Dummkopf. . . Das ist ja der Wind."

Der erste Soldat horchte noch eine Weile, dann streckte er sich in seiner ganzen Länge aus und schief wieder ein. . . Wir waren gerettet . . . wenigstens für den Augenblick.

Die Thür stand nur halb offen, doch weit genug, um durchzukommen. Ich trat ein, doch erst dann, als unten die Ruhe wieder vollkommen hergestellt war. Einer nach dem andern folgte mir, ohne daß es nöthig gewesen wäre, die Thür noch weiter zu öffnen.

Unmöglich kannst du dir die Freude und Dankbarkeit dieser Menschen vorstellen, nachdem sie insgesammt den heiß ersehnten Zufluchtsort erreicht hatten. Sie weinten, fielen mir zu Füßen, küßten den Saum meines Kleides . . .

„Nun streckt euch auf das Stroh und ruht," sagte ich. „Ihr seid hier fast in Sicherheit . . . Sobald jene fort sind, habt ihr

nichts mehr zu befürchten und könnt euch gleichfalls wieder auf den Weg machen."

Ich entfernte mich durch die halboffene Thür, die ich auch so zurückließ. Meinen Rückweg über das Gesims legte ich ohne Zwischenfall zurück. Allein fühlte ich mich leichter, behender und glitt wie ein Schatten die Mauer entlang. Nach Verlauf weniger Sekunden war ich wieder im Gemache, wo mich die beiden Frauen halb todt vor Angst erwarteten.

Der Morgen begann zu grauen und wir sahen dem Augenblicke entgegen, der unserer Angst ein Ziel setzen sollte . . . Da plötzlich hörten wir auf der Straße Pferdegetrappel. Was mochte das wieder sein? . . . Die Pferde hielten, Stimmen wurden laut . . . Man hätte meinen mögen, alle Welt habe sich verabredet, uns in dieser Nacht einen Besuch abzustatten.

Wie das erste mal wurde geklopft, und wieder war ich es, welche ging, um zu öffnen.

Von einigen Husaren umgeben, stand vor mir ein Mann, der eben vom Pferde gestiegen war.

„Sie sind wohl hier, Bürgerin, wie?" fragte der Mann, der Militär war, offenbar aber ein Regierungskommissär. Er war sehr beleibt, und schien von dem scharfen Ritt erhitzt.

Ich erhebte, gewann jedoch bald mein kaltes Blut wieder.

„Hier? . . . Wer?"

„Ihr wißt es recht gut. Diese Schurken von Girondisten."

„Es sind nur Soldaten hier, die gestern kamen."

„Wir wollen das gleich sehen."

Von zwei Husaren gefolgt, trat er ein und lenkte seine Schritte geradewegs auf die Kapelle zu. Große Bewegung entstand, als man seiner ansichtig wurde. Die dunkle Masse der Soldaten begann sich zu bewegen und ein Klirren von Säbeln und Flinten auf den steinernen Fliesen wurde vernehmbar. Bald war alles auf den Beinen.

Sodann wandte sich der Kommissär wieder an mich und sagte mit einem wenig Gutes kündenden Blicke:

„Es ist also gewiß, Bürgerin, daß niemand sonst hier ist, als diese Soldaten?

Ich schaute ihm voll ins Gesicht und erwiderte: „Niemand."

„Bauern gaben mir die Versicherung, daß die Girondisten hier eingetreten seien, hier die Nacht zubrachten und noch immer da sein müßten. Ist dem so?" sagte der Kommissär.

Alle drei schwiegen wir.

„Ueberlegt es euch wohl, Bürgerinnen. Ihr wißt doch, welchen Gefahren ihr euch aussetzt, wenn ihr Verräther, Feinde des Volkes, bei euch verborgen haltet?"

„Ich fühlte, daß Madame Maréchal zu schwanken beginne und damit alles verloren sei. Schon bewegte sie die Lippen, ... wollte sprechen ; . . . . . Ich ließ sie nicht zu Worte kommen, sondern sagte: all' meinen Muth zusammenraffend:

„Da Sie Zweifel hegen, Bürger-Kommissär, lassen Sie alles durchsuchen. Ich will Sie führen, wohin immer Sie es wünschen."

Diese Zuversicht schien ihn unschlüssig zu machen und ich hoffte schon, er werde es aufgeben, die Sache weiter zu verfolgen, als eine Stimme sagte:

„Wenn hier etwas nicht mit rechten Dingen zugeht, muß es dort droben sein."

Der dies sprach, war ein Soldat, derselbe, welcher nachts wach geworden. Gleichzeitig wies er mit der Hand nach der Thüre des Heubodens. Ich fühlte unter mir meine Beine zittern.

Nachdem der Kommissär an den Soldaten, — ich hätte den Elenden umbringen mögen, — einige flüchtige Fragen gerichtet, wandte er sich wieder zu mir:

„Wohlan, Bürgerin, da du dich hiezu erbötig gemacht hast, magst du uns als Führerin dienen . . . . Geleite uns zu jener Thüre dort . . . . Ohne Zweifel ein Kornspeicher oder dergleichen?"

Ich nickte bejahend mit dem Kopfe, denn meine Kehle war mir zugeschnürt. Das war der schrecklichste Augenblick. Ich bedurfte des Aufgebotes einer Kraft, deren ich mich nie für fähig gehalten, um nicht in Ohnmacht zu fallen. Mich aufraffend, betrat ich die Treppe, welche ich wenige Stunden zuvor mit den Flüchtlingen erstiegen hatte. Der Kommissär folgte mir auf dem Fuße. Hinter ihm kamen der Kapitän und einige Soldaten.

Was mochte ich wohl noch hoffen? Die Girondisten zu retten hätte es eines Wunders bedurft. Ich aber war entschlossen, den Kampf, welchen ich begonnen, bis zum Ende durchzuführen.

Während ich vorwärts schritt, erwartete ich von einem Augenblicke zum andern, sich die Thüre schließen zu sehen, denn die Vermuthung lag nahe, sie würden instinktiv gegen die sie unmittelbar bedrohende Gefahr eine Scheidewand zu ziehen suchen, so unzureichend und nutzlos diese auch sein möge.

Wir waren bereits in der Mitte unseres Weges angelangt, als der Kommissär plötzlich stehen blieb und an seine Begleiter gewandt, sagte:

„Ein Spinnengewebe!" indem er mit der Hand nach der Thüre des Heubodens wies.

In der That war durch einen Zufall ein Spinnengewebe, welches ich beim Oeffnen der Thüre zerrissen, an deren Rahmen hängen geblieben und während der Nacht war das Insekt bemüht gewesen, den Schaden wieder herzustellen. Diese neuen Fäden zogen sich über den ganzen, durch die halboffene Thüre gelassenen leeren Raum und in dieser Weise konnte niemand auf den Gedanken verfallen, es seien hier in derselben Nacht Menschen eingedrungen. . . . . Kein Mensch aber wird imstande sein, mir die feste Ueberzeugung zu rauben, es habe hier die Hand Gottes selbst eingewirkt.

Nach Feststellung dieser Thatsache fügte der Kommissär hinzu:

„Es wäre überflüssig, weiter zu gehen."

Unter uns gesagt, glaube ich, der dicke Mann sei darüber gar nicht böse gewesen, denn er hatte eine Höllenangst, hinabzustürzen und wurde nur durch seinen Ehrgeiz aufrecht erhalten.

Was soll ich dir noch weiter erzählen? . . . Die Girondisten waren gerettet und ich mit ihnen. Der Kommissär, von den Husaren gefolgt, ritt fort und kurz darauf setzten sich auch die Soldaten in Marsch.

Sobald die Kapelle geräumt war, eilte ich auf den Heuboden. Ich brauche dir wohl nicht erst zu sagen, mit welchen Beweisen der Dankbarkeit mich jene armen Leute empfingen. Nur eine Sekunde noch und sie würden, wie ich vorausgesetzt, die Thüre geschlossen haben. Dies hätte uns alle unfehlbar ins Verderben gestürzt.

Wir gaben ihnen zu essen und sie blieben den ganzen Tag über bei uns, denn es wäre unklug gewesen, hätten sie sich vor Anbruch der Nacht wieder auf den Weg machen wollen.

Wir folgten ihnen mit den Augen, bis sie in der Dunkelheit verschwanden. Wie ich später erfahren, ist es ihnen insgesammt geglückt, sich ihren Verfolgern zu entziehen. Nach kurzer Zeit war auch die Schreckensherrschaft gestürzt und sie konnten sich wieder am Lichte des Tages zeigen.

Bunte Zeitung.

Augustine Brohan, die am 15. Febr. in Paris starb, war die Tochter der berühmten Schauspielerin Suzanne Brohan. Die Mutter bestimmte sie für das Theater und gab ihr Samson von der Comédie française zum Lehrer. Augustine zeigte aber eine große Abneigung gegen die Bühne. Man sagt, daß sie dieselbe, ungeachtet ihrer bedeutenden Erfolge, stets bewahrt habe. Einer ihrer Biographen erzählt hierüber folgende Anekdote: Eines Tages sagte Samson in seiner Unterrichtsstunde im Konservatorium: „Augustine, Sie werden bald an der Preisbewerbung Theil zu nehmen haben; sagen Sie Ihre Rolle her!" Augustine erhebt sich mit verdrießlicher Miene und nähert sich dem Katheder. „Was für eine Haltung!" ruft der Professor. „Sie sehen ja wie ein Junge aus. Was haben Sie denn in der Tasche?" „Nichts," anwortet das Mädchen verlegen. „Wieso nichts? Ihre Taschen sind ja vollgestopft." Und Samson giebt dem jungen Berton, dem spätern Schauspieler des Vaudeville, der neben Augustine stand, einen Wink, und Berton zieht aus den Taschen der angehenden Schauspielerin 14 als Nonnen gekleidete Puppen hervor. Die ganze Klasse bricht in Gelächter aus und Samson sagt strenge: „Sie haben keinen Beruf für das Theater, mein Fräulein; ich werde Sie aus meiner Klasse ausschließen." Er besann sich jedoch eines andern, und am folgenden Tage sagte Augustine ihre Rolle sehr gut her. „Vortrefflich," erklärte der Professor, „diesmal haben Sie gearbeitet." Und dabei sah er das Buch an, welches Augustine in der Hand hielt, in der Vermuthung, es sei ein Band von Molière. Es war aber die „Nachfolge Christi."

„Dies ist denn doch zu stark!" rief Samson und befahl dem Mädchen, die Klasse zu verlassen. Cherubini, der Direktor des Konservatoriums, konnte den Erzürnten nur mit Mühe bewegen, die fromme Schülerin wieder aufzunehmen. Im folgenden Jahre trug Augustine bei der Prüfung den ersten Preis davon; aber da die Mutter sie in der Comédie française auftreten lassen wollte, flüchtete sie sich in ein Kloster der Rue du Bac. Erst nach langem Widerstreben fügte sie sich dem mütterlichen Wunsche. Bei aller Neigung zum Klosterleben war jedoch Augustine sehr heiterer Gemüthsart und ihre geistreichen, lebhaften Ausfälle sind in dem Theater Molière's berühmt geblieben. Sie gehörte der Comédie von 1841 bis zu ihrer Heirath im Jahre 1868 an.

Der Mottenkönig. Als der spätere Feldmarschall v. St. Commandeur des x. Regiments war, hatte ein Major E. das erste Bataillon. Dieser, so erzählt man der „Tgl. Rdsch.", war zwar ein sehr gelehrter, aber ein ängstlicher und schwacher Herr, so daß seine Hauptleute, besonders Hauptmann v. H., zuweilen ihre Possen mit ihm trieben. Auf der Kammer des Bataillons hatten sich nun Motten eingenistet, denen man bisher vergeblich beizukommen versucht hatte. Eines Tages auf der täglich um 11 Uhr stattfindenden Wachtparade trat Hauptmann v. H., der Vorsitzender der Bataillons-Bekleidungs-Kommission war, an den Major E. heran mit den Worten: „Herr Oberwachtmeister, wir werden nun wohl endlich der Motten Herr werden." — „I, wie geht denn das zu?" — „Ja sehen Sie, gestern nachmittag ist es dem Bataillons-Kapitändarm geglückt, den Mottenkönig zu fangen." — „Mottenkönig? Davon habe ich ja noch nie gehört?" — „Ja, das glaube ich wohl; der ist sehr vorsichtig und zeigt sich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18930222030/fragment/page=0002